

Ich packe ein: Sommerblusen, Sommerröcke, Sommerschuhe, denn es ist Sommersemester, und das beginnt im Mai, und ich werde in den Süden fahren, wo Tübingen täglich mehr wächst und zuwinkt.

Aber als ich ankomme, regnet es wie in Oldenburg, und der Sommermantel wäre besser ein Wintermantel gewesen. Also Schirm raus und mit Koffer und Tasche an der Bushaltestelle gezittert.

Wie stehe ich hier so allein, wo werde ich heute abend meine Ängste hinlegen? Du liebes Buch, du sicherer Hort, du einziger Freund, wie gut, daß ich mein Buch bei mir habe.

Da kommt der Bus, und ich fahre hinaus ins Graue, und ich dachte im Süden grünt schon alles. Weit weg hält der Bus in einem kleinen Dorf vor Tübingen: Hier habe ich ein Zimmer von Oldenburg aus gemietet. Das unbekanntes Zimmer, Zuflucht oder Falle? Schauriger Ort oder heimisches Nest?

Ein märchenentsprungenes Hexenweib öffnet die Tür, gekrümmter Buckel, Stock in der Hand: »So, Sie sind die Studentin aus Oldenburg, die erwarte ich seit gestern abend. Na, endlich.«

Das Zimmer ist ein Bett mit schmalem Gang drumherum und einem winzigen Fenster, so einem Fensterloch voll Baum.

»Der schöne Baum«, sage ich. Er ist mit halbgeöffneten Kirschknospen besteckt. Also immer den Blick hinaus und sich an den Knospen festgehalten.

Oder sofort ins Bett.

Aber das will die Alte nicht: »Hier wird erstmal bezahlt.« Vierzig Mark kostet das Zimmer, bleiben noch zweihundertzehn vom Monatswechsel, und das muß reichen, hat Vati gesagt, mehr haben wir nicht. Mehr habe ich nicht als ein Bett, einen Kirschbaum im Fensterlein und ein Buch. Ah, da steht ja noch ein Schrank im Zimmer. Ausgepackt hat man in viereinhalb Minuten: viereinhalb Minuten Besitz an Sommerkleidern und Sommerröcken und Sommerschuhen.

Man dachte, man führe in den Sommer, und jetzt fehlt mir der blaue Winterpullover, mein kariertes Schal, die braunen Handschuhe, die schwarzen Stiefel, die dicke Wolljacke, das warme Nachthemd. Also gleich ins Bett. Dort herrscht eine gebauschte Federdecke, mal wölbt sie sich, mal fällt sie zu nichts herab. Wo Berg ist, schwitze ich, wo Tal ist, muß ich frieren.

Aber besser als im Gang stehen und grübeln: Nennt man das wohnen? Da stürz ich mich schnell in den Schlaf, nachts im Zug konnte man ja nicht Aug' noch Ohr zukriegen.

Am späten Nachmittag wacht sie auf vom Lärm nebenan. Nein, nicht Lärm, nur die alte Hexenstimme und zwei junge überkreuz oder drei, und schnell zieht sich Gorda das Sommerkleid an und die viel zu dünne Strickjacke. Da klopft es auch schon, ist hier jemand, und herein kommt eine Große mit weißen Haaren, die sind streng nach hinten gerissen, und vorne leuchten zwei lidlose Puppenaugen freundlich auf Gorda hinab. Die hat sich schnell aufs Bett gesetzt, damit noch Platz im Gang ist.

»Ich heiße Marion und komme aus Vechta und wohne auch hier.«

Ah, ein Mensch, denkt Gorda, eine Freundin, und nicht nur ein Bett, ein Gang, ein Kirschbaum im Fensterloch.

Sie setzen sich zu Marion ins Zimmer, das ist viel größer und liegt gleich neben Gordas. Gorda hatte es für einen Wohnraum der Alten gehalten, aber es ist Marions mit drei rechtschaffenen Fenstern und einem alten Ofen drin. Aber der ist leider kalt und tot. Und mich friert und hungert. Was machen wir nur?

Da holt man schnell Mutters Stullen, »und hier Marion, möchten Sie auch?« denn man siezt sich jetzt, weil man studiert und erwachsen ist, und Marion studiert auch, oder in Zukunft, denn noch war sie nicht auf der Universität, und das können wir ja zusammen machen.

»Hier habe ich eine wärmere Strickjacke«, sagt Marion, und sie hat auch eine Wolldecke, das heißt ein Paar warme Füße, mir fließt ja vereistes Blut von unten herauf und schon sitzt die Erkältung in den Schenkeln. Marions Zimmer hat einen großen Tisch in der Mitte mit fünf wackligen Stühlen, hier hat man mal zu Mittag gegessen. Aber das wichtigste Stück ist der Ofen.

»Uns fehlt das Öl«, sagt Marion, »wir müssen sofort welches holen.«

Die Alte klopft und öffnet gleichzeitig die Tür: »Hier stelle ich Ihnen noch wen vor.«

»Ich heiße Hermine Müller«, sagt die Neue streng, und sie hat strenge Blicke für Marion und Gorda, weil die bei Kerze und Apfel und Stulle sitzen. Wieso studiert ihr nicht, heißt ihr Blick.

Dann geht sie auf ihr Zimmer, das ist im Flur weiter unten und abseits – so muß man nicht immer strenge Blicke befürchten und Vorwurf und Drohung in einem Wort.

»Hermine ist eine Woche vor Studienbeginn gekommen«, sagt Marion. »Sie war schon an der Universität, hat sich eingeschrieben, Professoren begrüßt, die Stadt erforscht, das Zimmer geputzt, die Bücher und Kolleghefte gekauft. Jetzt ist sie studienbereit, während wir hier Jacke und Stullen tauschen und verzweifelt am Ölofen ruckeln: Ob der wohl geht?«

»Natürlich geht der«, kreischt die Alte, »da fehlt nur das Öl, aber das ist bei der Hungermiete nicht drin«, und sie schlägt ihre Tür hinter sich zu, als wenn sie was zu schützen hätte.

Zum Studieren bereit ist Gorda gar nicht, innerlich und äußerlich nicht. Äußerlich fehlen die Studienbücher, die Hefte, der Wintermantel und die Stiefel. Innerlich fehlen meinen Zimmer in Oldenburg, Mutter und Vati, der Mut und die Freundinnen. Dabei hat sie sich ein ganzes Jahr aufs Studieren gefreut. Und Vorfreude ist die schönste Freude. Hoffentlich nicht die einzige, denkt Gorda.

Studium, das ist wie eine riesige Bibliothek, und man wandelt für immer unter Büchern und nimmt dieses und jenes heraus und sagt: ungeheuerlich, das Wissen dieser Frau. Oder dieses Mannes. Und das Wissen fällt von den Büchern ins Gehirn, und so wird unser Kopf zu einer riesigen Bibliothek, und wenn dich einer fragt, sag mal, wer war eigentlich der Erneuerer des Kaisertums, dann zögerst du nicht lange und sagst nicht, das muß ich mal im Lexikon suchen, sondern du ziehst das richtige Buch aus deinem Kopf, und dort steht mit Blut und Schweiß geschrieben und erlernt: Karl der Große. So wirst du eine wandelnde Bibliothek, und wenn du reist, dann siehst du nicht einfach eine Burg oder ein Schloß oder eine Ruine am Rhein, du siehst Liselotte von der Pfalz, wie sie ihre Briefe an die Tante in Deutschland schreibt und ist die Frau vom Bruder des Königs. Dieser Sonnenkönig fuhr wie ein Kriegsgott über die Rhein- und Moselburgen hin, weil er die Mitgift für Liselotte einforderte. Die wollte diese aber gar nicht. Und das steht alles in ihren Briefen geschrieben. Und diese Briefe stehen jetzt in deinem Kopf. Und vorher standen sie in der Bibliothek von Tübingen an jenem Donnerstagmorgen im Mai, als du zum ersten Mal in die Stadt gefahren bist, um dich an der Universität einzuschreiben. Und gleich bist du in die Bibliothek, um dich zu erholen von den fremden Blicken und den verworrenen Häuserreihen, und hast das Trost-

buch mitgenommen und noch eins über deutsche Literatur. Und so soll in fünf oder sechs Jahren Lesen und Studieren dein Kopf zu einer Bibliothek anwachsen, wie es gewöhnlich die Köpfe der Professoren sind. Man kann doch nicht immer alles erst nachschlagen müssen.

Wir haben jetzt eine vierte Studentin bei uns wohnen. Ich wußte gar nicht, daß es auf unserer Etage noch ein Zimmerlein gibt, und oben wohnen zwei Studenten. Wie die Alte wohnt, weiß ich nicht. Sie schlägt immer rasch die Tür hinter sich zu, als wenn sie was zu schützen hätte. Die vierte im Studentenbunde nennt sich Susette, trägt hoch aufgebauschte rote Locken und viel künstliches Gesicht im Gesicht. Auch ihre überzüchteten Nägel in düsteren Abendrotfarben schreien nach einer anderen Berufung als der des täglichen Bücherbefingerns. Solche Hände möchten anderswo fingern. Dicklich geformt halten sie immer eine Zigarette schräg im Raum.

»Hör doch mal auf zu rauchen«, sagt Hermine streng, »davon kriege ich Asthma.«

Aber Susette, die eigentlich Susie heißt, weist mit dem strammen Zeigefinger zur Tür hinten im Flur: »Geh du doch hin, wo der Pfeffer wächst.«

Hermine's Pfeffer ist streng studienbetont. Ihre Bücher stehen in zwei Reihen auf dem Tisch an der Wand, worauf sie rechnet und Zirkel führt und Ellipsen kreist. Hermine hat alle Folterinstrumente der Mathematik in ihrem Kasten, die will sie mal an rechenschwachen Oberschülerinnen ansetzen, und hier zwicke ich deine Albernheit mit Algebra, und dort reiße ich dir die Flausen mit Integralrechnung aus. Und so steht Hermine selber da: ohne Albernheit und ohne Flausen. Die hat ihr die Liebe zur Mathematik vertrieben. Und so vertreibt jede wahre Liebe andere Lieben. Wie die zu Putz und Schleifen.

Davon hat nun Susette die Menge. Schleifen hängen an ihren Zöpfen, Schleifen schmücken ihre Kragen, Schleifen sitzen in der Taille.

»Sag mal, warum hast du so viele Klamotten mitgebracht?« fragt Marion interessiert, als sie in Susettes Zimmer blickt. Dort hängt eine Modeboutique an der Gardinenstange, weil der Schrank – und er ist der größte im ganzen Haus – zu klein ist. Die buckelige Alte hat jedem von uns das richtige Zimmer auf Zauberweise zugewiesen.

Hoch den Stab und dorthin die Gorda: Die liebt hauptsächlich ihr Bett und ein Buch, und da braucht man nicht mehr als einen Gang drumherum und das Fensterloch voll Kirschbaum, und fertig ist das fröhliche Studentenleben.

Und hierhin die Hermine: Die braucht vor allem einen Schreibtisch an der Wand für die Zahlenbücher, den Zirkelkasten und kein störender Blick hinaus in den Obstgarten. Der bleibt ihr im augen- und ohrenlosen Rücken, wo er keinen Schaden anrichten kann mit seinem Lockruf: »Ach, komm doch heraus!«

Und Susette hat den riesigen Schrank, in den die Kleider von ihnen allen passen könnten, wenn sie nicht eine Modeboutique von Passau eingeführt hätte.

Und Marion hat das größte Zimmer mit einem Ofen drin, der jetzt seine ölige Hitze verstrahlt, und wenn es den anderen zu kalt in ihren Kämmerchen wird – das waren wohl mal Abstellkammern und keine Zimmer, meint Gorda – dann sitzen sie um Marions großen Tisch auf wackligen Stühlen, die es nur bei ihr so reichlich gibt, und Marion hat immer Stullen und Kekse und Schokolade und Wein, und sie verteilt Strickjacken und Decken an ganz Verfrorene, und drei Kerzen beleuchten die kauend studierenden Münder. Und so macht das Studieren beinahe Spaß.

Die erste Vorlesung: Sie findet in einem Amphitheater statt. Tübingen hat Tausende von Studenten und die müssen alle irgendwo Wissen hören können, da scheint der alte römische Sinn für viel runden Raum grade recht.

Ganz oben in die letzte Reihe setze ich mich, so habe ich Ober- und Fernblick auf das, was kommt.

Was kommt, ist kein römischer Kaiser. Der da geht ein wenig krumm, eine Vollmondstirn auf einer geistverzehrten Schlottergestalt. Er trägt offensichtlich schwer an seiner Kopf-Bibliothek, und unterm Arm hält er noch zwei prächtige Bände. Das Männlein – ist er so klein oder drückt ihn die Perspektive hinab? – muffelt an einem Mikrofon herum. Es knackt und klirrt im Saal. »Ruhe bitte!« schreit jemand, die Studenten rascheln mit den letzten Papieren, neben mir ißt eine. Ich esse auch: die Worte des Herrn Professors. Noch nie habe ich einen Professor lesen hören: Er liest aus einem Buch vor, seinem Buch.

»Das hat er schon vor zehn Jahren geschrieben«, sagt mein Nachbar hochmütig. Als ob er selbst inzwischen drei geschrieben hätte. Ich notiere, was ich höre. Vor mir unterhalten sich mehrere Lernende: »Wann kommst du – Dienstag kann ich nicht – ich muß morgen ...« Solche Satz-teile durchstoßen das literarische Gewebe auf meinem Blatt. Es bleibt darum zu dreiviertel weiß. Ich unterstreiche dick den Titel des verlesenen Buchs: Darauf kommt es hier an. In der nächsten Buchhandlung bestelle ich es.

»Was, Sie haben nicht mal das Buch von Herrn Professor Hitzig auf Lager?«

»Aber hören Sie mal!« ruft die junge Buchhändlerin kampfbereit aus. »Sie sind hier nicht die Erste! Sie sind nur Nummer vierhundertundzwanzig oder so.«

Nummer vierhundertundzwanzig oder so geht gekränkt zum Bus. Ich wußte gar nicht, daß ich eine Nummer bin. Und für den Herrn Professor noch nicht mal eine Nummer: ein Punkt, hoch oben am Rande des Amphitheaters.

Ein unbemerkter Punkt. Da muß man hart kämpfen, daß der Punkt zu Punkt-Punkt wird, zu Komma und Strich, zu einem Gesicht, zu einer Person – aber fünfhundert Mitpunkte kämpfen ebenfalls um ein Gesicht. Und lohnt sich das Ganze überhaupt?

Eigentlich leben wir auf dem Lande. Mit Marion mache ich Waldspaziergänge, wenn die Maisonne endlich scheint.

Ein Vortrupp Blätter steckt seine Nasenspitze an die Luft: Ist sie rein, können wir kommen? Aber am nächsten Tag gießt es schon wieder, der Ölofen glüht randgefüllt, die Kerzen werden angezündet, die Kekse verteilt, und wir feiern Weihnachten im Mai. So ein kleines kümmerliches Weihnachtsfest. Aber besser als ins Bett gehen oder auf seinem Rand sitzen.

Tübingen hat Gäßlein und Häuslein und Plätzlein voller Studenten, ein riesiger Leiberstrom durchzieht die kleine Stadt. Der drängt aus den Fenstern, der platzt in die Konditoreien, der durchschlängelt die Geschäfte, der lustwandelt in den Wiesen. Man kann ja nicht immer lesen und lernen, steht auf allen Gesichtern geschrieben. Die Examen liegen in unerkennbarer Ferne: Das Schöne aber, es liegt so nah. Am Ufer des Flusses lagern träge die ersten Semester und warten geduldig auf das Anwachsen ihres Wissens. Wo die späteren Semester lagern, weiß ich nicht, wahrscheinlich in ihren Stuben, wie Hermine, die lernt jetzt schon für ihre Prüfung in fünf Jahren.

»Vorlernen ist immer das beste Lernen«, warnen ihre schmalen Lippen.

Die dritte Vorlesung: Glühend bricht der Mai in die mächtigen Amphitheaterfenster. Das Männlein vorne – warum wirken alle Professoren so wissensgedrückt? – liest murmelnd vor. Ich schreibe mit und schreibe nicht mit. In einer Woche kriege ich sein Buch, hat die junge Buchhändlerin versprochen, da lese ich ihm nach und vor.

Wie ist doch der Mai gar so schön. Überall frißt er Lücken in die Reihen der lernenden und schreibenden und kauenden Gestalten. Wir haben schon ein Viertel der Sitze gewonnen. Man könnte sich hier und dort hinlegen, wenn man wollte, aber man will ja gar nicht: Zum Lernen sind wir hier und nicht zum Schlafen. Ah, wie ist doch der Mai gar so schön!

Die Studenten, die oben wohnen, Jörg und Stefan, schlafen nur hier und studieren den ganzen Tag in der Stadt,



oder was machen die da? Aber abends trinken sie mit uns Wein und halten die Hände an den Ölofen, wenn der vorletzte Wintermaiwind ums Haus jault, und sie bringen ihre Ration Kekse und Kerzen, und man rückt familiär zusammen, weil man so allein ist und so weit von zu Hause weg, und weil man Trost und einander und Sonne braucht.

Wenn der Professor nicht aus seinem eigenen Buche liest, liest er fremd, und dann kauft man fremd, und liest er aus losen Papieren zu einem zukünftigen Buch, so kann man immer noch irgendein Buch zu seinem Thema finden. Über Eichendorff gibt es zum Beispiel Hunderte. Warum sitze ich hier, wenn es Bücher über Eichendorff gibt, die ich zu Hause viel besser lesen kann?

Der Mai rückt vor und wird zum Juni. Die Junisonne treibt endgültig das Grün in die Maiwälder hinein und bunte Studenten wie wandelnde Primeln. Die Amphitheater stehen halbleer, wenn der Himmel bedeckt ist, und dreiviertel leer, wenn der Himmel blau ist, und plötzlich füllen sie sich mit Regenschirmen und Kollegheften und Butterstullen, und man sucht vergeblich nach einem Sitz.

In der Stadt ein verwirrendes Treiben: Sind die hier zum Lernen oder zum sich Kennenlernen da? Susette verbringt ganze Stunden im Café Weiting, dort trifft man auf die besten Typen, sagt sie.

Täglich winke ich an ihr vorbei auf dem Wege zum Amphitheater. Sie muß immer grade keine Vorlesung haben. Bücher trägt sie auch nicht mit sich herum, wie die anderen. Sogar diejenigen, die am Fluß liegen, haben immer ein Buch dabei. Als Kopfstütze oder als Wiesenschmuck. Oder sind das etwa Wurstbrote?

Vati hat seine Verbindungsfäden gezogen, und Gorda hat eine Einladung bekommen, zum großen Sommerfest. Da muß man eine Stunde die in viereinhalb Minuten ausgepackten Sommersachen durchgehen. Ach Gott, ich habe nichts Unvernünftiges anzuziehen, und brav-vernünftig paßt nicht. Marion, kannst du mir helfen? Aber Marion hat

neben Winterjacken und Winterdecken auch nur Lernkleider mitgebracht. Da hilft nichts, man muß bei Susette anklopfen.

»Ach so«, sagt Susette, »komm doch rein, bedien dich.«

Susette hat keine Lernkleider, Susette hat nur Spaßkleider. In rot, gelblich blaß, weiß mit blauen Tupfen, schwarzgrün. Ich nehme mir die drei ohne störende Schleifen und stelle mich in meinen Gang ums Bett. Susette ist viel runder als ich oben und hier und da in der Seite, aber ich bin größer, und was Susette in die Brust und die Hüften treibt, das treibe ich in die Höhe. Und oh Wunder: Was nicht passen sollte, es paßt. Wo ist denn hier ein Spiegel? Der sitzt – völlig verfehlt – in Hermine's Wandschrank. Hermine lernt zur Zeit in der Stadt, also geht man rein ohne anzuklopfen, das macht Susette immer, wenn Hermine auf ihren Mathematikfüßen wandelt. Gorda sieht im Spiegelschlitz – er ist leider zu schmal geraten – eine weiße Stange mit großen blauen Punkten drauf. Und dafür habe ich so lange gehungert, daß ich hier wie eine Stange rage! Nein, raus aus dem Stangenkleid und rein ins Rote. Das drückt sich fest an und bauscht, wo es wenig, aber doch manches zu bauschen gibt. So rundet sich auch eine Stange zur begehrten Figur.

»Was hast du für eine schöne Figur«, sagt Susette verärgert. »Ich muß unbedingt mit den Mohrenköpfen aufhören, ich sehe ja schon wie einer aus!« Und wütend schlägt sie mit ihrer gerundeten Hand auf ihren hübschen Hintern. Einen solchen Hintern hätte Gorda gerne.

Am Tag des Festes holt sie der Student ab, der ihr als Begleiter verordnet worden ist. In Amerika nennt man das ein *blind date*. Je blinder, umso sehender guckt man den anderen an, man starrt gradezu auf die breitgewölbte Stirn, die Pickel seitlich an den Wangen und auf der Stirn, und er starrt zurück mit dem Blick: Wie überlebe ich nur diesen Abend? Da vergißt man seine Pickel sofort und denkt an den eigenen allzu klein geratenen Herzmund, das herbe Kinn und die Augen, die nur durch Wimperntusche südlich leuchten. So gleicht sich alles wieder aus.

Im Verbindungshaus sind die unteren Räume mit Stühlen und Tischen verstellt, an denen sitzen die sich fremd beäugenden Paare. Was lacht und spektakelt, das kennt sich schon lange.

Ach, konnte ich Heinrich doch schon lange! Und er öffnete seinen breiten schwammigen Mund und spräche in den zierlichsten Sätzen von Eichendorff und Rilke. Aber Heinrich studiert Volkswirtschaft, und davon verstehe ich kein Wort.

»Heinrich, erklären Sie mir mal, warum man Volkswirtschaft studiert.« Und Heinrich erklärt und schüttet Bier auf Bier, und ich nippe am Wein und rate mir: Vorsicht, du hast kaum was gegessen, die Stulle hält nicht lange vor, hätte ich man eine Hühnerbrust gekauft – »Volkswirtschaft ist ein ungeheuer interessantes Gebiet«, sagt Heinrich – aber das Geld ist so knapp, und man will doch mal in die Oper mit Marion und Susette – »und darüber läßt sich streiten, ob Volkswirtschaft oder Betriebswirtschaft das richtige Gebiet ist«, sagt Heinrich – und jede Busfahrt in die Stadt kostet eine Mark, das ist bei dem kleinen Wechselgeld teuer – »und darum habe ich doch schließlich Volkswirtschaft gewählt«, sagt Heinrich – und auch die Bücher spare ich mir vom Essen ab, alles Schöne spare ich mir vom Essen ab – »obwohl mein Vater Lehrer ist und will, daß ich Rechtsanwalt werde«, sagt Heinrich.

»Ich muß unbedingt was essen, oder ich falle um!« sagt Gorda heftig, als müsse sie es gleich beweisen. Und Heinrich springt verblüfft auf mit der Handbewegung: Beweise will ich hier nicht, und er verschwindet in die hinteren Räume, da muß es belegte Brötchen geben, überall balancieren Studenten belegte Brötchen durch den Raum.

So sitzt man und kann schauen.

Ohne den verordneten Heinrich. Gleich hört die Hungersäge auf zu schneiden. Ob es doch kein Hunger war? Aber die Brötchen füllen eine große Leere im Herzen und im Bauch, da kann man noch ein Glas Wein bestellen, und

»Heinrich haben Sie auch Geschwister?« murmeln (mit vollem Munde spricht man gern!), und Heinrich hat tatsächlich Geschwister, und nun beginnt die Musik. Die erschlägt Heinrichs weitere Geschwister. Und man tanzt. Und tanzen ist Unterhaltung ohne Worte, eine Stille im Lärm, und nur in den Pausen fragt man wieder: »Und was wollen Sie nach dem Studium machen, Heinrich?« Heinrich redet furchtlos daher, ich bin hier zu Hause, sagen seine Sätze, dies ist meine Verbindung. Hier trinken sie abends zusammen, und Trinken verbindet wie Tanz ohne Worte. Alle Studenten hier sind seine Trinkfreunde. Und Gorda hat nur den Wein zum Freund, die Stullen und den verordneten Heinrich. Kein Wunder, wenn Heinrich glücklicher ißt und trinkt und spricht als sie, oft steht er auch an der Theke mit seinen Tag für Tag und Nacht für Nacht Gefährten und berichtet was.

Der berichtet doch nicht etwa über mich?

»Heinrich, ich muß um elf Uhr abends den Bus nehmen, oder es geht erst wieder einer morgens um sechs, da fahr ich lieber gleich.«

Heinrichs Stimmung schlägt plötzlich um: von verordnet zu selbst gewollt. Er legt seinen Arm um Gordas rote Susette-Schulter.

»Aber bitte, nicht so schnell, kleine Dame, und erstmal trinken wir Brüderschaft.«

Ein drittes Glas Wein verschafft leicht den Wechsel von Sie zu Du, und sein Kuß geht auf die empfindungsarme Wange, weil man den Mund wegdreht.

Immer mehr Paare eilen in den Garten, als ob da auch getanzt würde.

»Was machen die da?« fragt Gorda.

»Ach, die zeigen den Mädchen den Turm«, sagt Heinrich.

»Was für einen Turm?«

»Wir haben einen Aussichtsturm im Garten, ein Überbleibsel aus alter Kriegszeit, und wenn es hell wird, zeige ich dir den Turm.«

Jetzt wartet Gorda auf den Turm, aber eigentlich auf den Bus, und Vorfreude ist immer die schönste Freude. Endlich leuchtet Licht von draußen auf die wenigen übrig gebliebenen Tanzenden.

Das Licht verrückt die Konturen und mergelt die Haut aus: Nachtschönheiten erleben in wenigen Minuten zu Hadesschatten.

»Mein Gott, bist du braun«, sagt Heinrich erstaunt.

Und da hat sich das viele Liegen gelohnt in der Wiese bei unserem Haus, das Eichendorff-Buch unterm Kopf oder auf dem Bauch, und manchmal schlägt man es tatsächlich auf, aber da erzählt jemand schon wieder was.

»Jetzt zeige ich dir den Turm«, sagt Heinrich mit funkelnden Pickeln.

»Aber erstmal in den Garten«, meint Gorda. Und da stehen Paare in allen Büschen und Hecken, ja, was machen die denn, und schnell dreht man sich um und hin zum Turm. Schlimmer kann der auch nicht sein. Eine steile Stiege muß man hoch, lustig glucksende Paare kommen von oben herab, und man muß seitwärts halt machen, bis sie vorbei sind. Aber endlich ist man oben, und jetzt geht leider das letzte Paar hinunter, so ist man alleine. Gorda eilt an den Rand, ein Eichendorff-Bild stürzt auf sie zu: helle Wiesen auf Hügel um Hügel und der Tannenwald dahinter wie eine dunkle Krause. Ja, sind wir denn hier auf dem Lande? Ich dachte, wir wären in Tübingen.

»Wie schön«, sagt Gorda, »wie still.«

Plötzlich fällt ein weicher Sack von hinten gegen sie. Sie knickt gefährlich nach vorne, schlägt hierhin-dorthin.

»Au!« schreit Heinrich, »Paß doch auf!«

»Was machst du denn da?« ruft Gorda empört, »Willst du mich etwa hinunterwerfen?«

»Ich wollte dich nur überraschen ...«

Ach der Idiot, der wollte mich von hinten küssen.

»Ich will sofort zum Bus«, sagt Gorda und springt die Stiegen runter.

An der Haltestelle sagt Heinrich: »Du bist sowieso nicht mein Typ, die Blonde, die am Tisch links von uns gegessen hat, du erinnerst dich, sie hatte ein weißes Kleid an, die ist mein Typ.«

Und Gorda erinnert sich an ihren allzu klein geratenen Herzmund, ihr herbes Kinn, ihre Augen, die nur durch Wimperntusche südlich leuchten.

Aber trotzdem muß ich nicht jeden küssen, beschließt sie.

Man durfte ein Los ziehen, und das Los war eine Niete. Dabei zieht man gar nicht oft genug Lose. Daß Jörg und Stefan Männer sind, merkt man meistens nicht. Oder will es nicht merken. Wo man schon mit ihnen Tisch und Bettkante teilt. Die Alte knallt die Tür hinter sich zu, als wenn sie was zu schützen hätte, aber auf uns wirft sie keine vorwurfsvollen Elternaugen, nur wütende Besitzerblicke: Macht mir ja meine Stühle nicht kaputt. Dabei sind sie schon lange kaputt. Die wartet auf die Ferien, bis sie wieder an unserem Tisch sitzen und in unseren Betten schlafen kann.

Dienstagabend kommt Susette vom Café-Studieren nach Hause und sagt: »Kinder, ich habe einen Aushang in der Uni gesehen: Tänzerinnen gesucht für die hier stationierten amerikanischen Soldaten. Wäre das nicht lustig?«

»Ach nee, nur keine Soldaten«, sagt Marion, »die haben einen schlechten Ruf.«

Hermine schaut verquer wie eine nicht aufgehende Integralrechnung. Amerikanische Soldaten, das sind doch Amerikaner wie alle anderen auch, frisch aus der High-School, denkt Gorda, das wäre lustig, da könnte ich mein Amerikanisch üben! Vielleicht zieht sie ein großes Los, und ihr Amerikaner kommt direkt aus Kalifornien. Er kommt dann aber aus Minnesota.

Trotzdem hat er einen Bürstenschnitt, eine Stupsnase, und sein Amerikanisch klingt ganz wie ihr Kalifornisch. Er ist begeistert: »Was, du warst ein exchange student in California?«

Das ist nicht wie beim verordneten Heinrich: Man kann sich lange von drüben erzählen, wie es auf ihrer Schule war

und wie auf seiner. Auch beim Tanzen redet man noch. Beim Tanzen oder Sitzen, beim Essen oder Trinken.

Und als er sie an die Bushaltestelle bringt, bekommt er einen Kuß auf die richtige Stelle.

Er wird doch wohl anrufen, denkt Gorda, während im Amphitheater französische Sätze gegen ihre müden Ohren knallen. Diese Sätze muß man mitschreiben. Gorda hat schon drei Hefte voll, aber ob man richtig verstanden hat, das weiß man nicht, und unterbrechen tut keiner die Sprachschüsse mit dem häufig notwendigen Satz: »Entschuldigen Sie bitte, könnten Sie den noch mal wiederholen?« Da sitzt man und schaut schnell nach links nach rechts, alles schreibt wie wissend und verstehend. Nur sie versteht nicht. Wenn sie in den Englischsaal überwechseln würde, verstünde sie auch so gut wie diese hier. Mir fehlt auf jeden Fall ein Jahr Frankreich oder zwei oder drei, denn jedes Jahr Erwachsensein verkleinert gehörig die Tür zum Gehirn, hat Max gesagt, und der war nur ein halbes Jahr in Lausanne in der französischen Schweiz und spricht wie dort geboren und aufgewachsen. Max, der viel bewunderte Bruder: Der hat alle die Karteikarten im Gehirn, die bei Gorda und Heiner sein sollten, aber als Erstgeburt hat er sie an sich gerafft. Und für Gorda und Heiner bleibt nur die Mühe übrig. Und Heiner liebt noch nicht mal die Mühe: Die kannst du haben, Gorda, die will ich nicht. Und so hat Gorda die Mühe für drei, die ganze Mühe und Last. Ob sie doch in den Englischsaal hinüberwechseln sollte? Aber nein, das wäre doch zu leicht, was ich kann, das muß ich ja nicht lernen. Und Französisch, das ist älteste Kultur. Nach der lateinischen kam die französische Kultur, ganz Europa sprach französisch, überall, wo Höfe waren, und die feinen Ritter reisten von Land zu Land auf ihren Französisch-Sätzen und waren überall gerne gehört. Und so will Gorda von Land zu Land reisen: Und ihr Englisch und ihr Französisch werden überall gerne gehört. Zwei Sprachpferde vor dem Reisewagen sind besser als eines, und was Max kann, das muß ich auch lernen, wenn auch mit Mühe und Last.

Dann ruft der amerikanische Soldat an, der Junge aus Minnesota.

»Igitt, Soldat«, sagt Marion.

»Ein Soldat ist auch ein Mensch«, sagt Gorda. Jack heißt er und fragt: »Do you want to get together next Saturday?«

Und natürlich will Gorda ihr Amerikanisch üben: »Susette, leihst du mir bitte wieder ein Kleid?«

»Für so'n amerikanischen Soldaten brauchst du doch kein Ausgehkleid«, meint Marion. »Der ist doch nur in seiner Soldatenkluft.«

Aber Gorda wählt Susettes Schwarz-Grünes, weil Ausgehen Ausgehen ist, und am nächsten Sonnabend klingelt es an der Tür. Draußen steht aber nicht Jack in Soldatenkluft, sondern eine ganz feine Uniform mit ein paar Streifen an der Schulter, und das Gesicht voller Befehlsfalten. »Where is Jack?« fragt Gorda hoffnungsvoll.

»Der konnte nicht kommen«, sagt die feine Uniform, »und ich vertrete ihn heute abend.«

Ein angestrengtes Lachen folgt, und Gorda bemüht sich, nicht zu sagen: Das ist doch wohl ein Witz.

»Nein, ohne Jack komme ich nicht mit«, sagt Gorda, da packt eine befehlsgeübte Hand nach ihr und zerrt sie zum Auto. Oh Gott, der hat einen riesigen amerikanischen Wagen, also, das wäre ein Spaß mal so in diesem Wagen ... und sie steigt ein. Man kann ja nicht einfach nein sagen. Und vielleicht erzählt er ihr, warum Jack nicht kommen konnte.

»Ich heiße Dick«, sagt der Ersatz-Soldat – der aber nicht Soldat ist, der hat schon einen Rang – »und wir fahren jetzt ins Kino.«

Im Kino legt er seinen Arm um Susettes Kleid, und Gorda wünscht sich, es wäre auch Susettes Schulter, dieser Mann könnte mein Onkel sein. Da streichelt Dick ihren Nacken, den gestraften, von Heinrich geküßten Gorda-Nacken. Also nur das nicht: Ich küsse keinen fremden Onkel in einem fremden Kino, ich muß hier raus!



»Mir wird schlecht«, und Gorda stürzt aufs Klo, und dann zum Ausgang. Dort steht schon der befehlsgeübte Dick und sagt: »Wir gehen jetzt in eine Bar.«

Aber Gorda will in keine Bar: »Ich muß nach Hause, ins Bett, ich kriege eine Halsentzündung.«

Verärgert schlägt Dick die Tür vor ihrer Lüge auf: »Bitte eintreten.«

Auf der Fahrt zurück sagt er kein Wort, sagt sie kein Wort: Du dumme Pute, heißt sein Schweigen. Ich weiß, heißt ihr's.

Am nächsten Tag ruft Jack an. »Wo warst du denn gestern abend?« ruft Gorda erleichtert.

»Ich kann nicht mit dir ausgehen, mein Vorgesetzter hat es mir verboten.«

»Wieso verboten?«

»Ich weiß es auch nicht.«

»Heißt er etwa Dick?«

»Wieso kennst du seinen Namen?«

»Ach, nur so«, sagt Gorda, »mal gehört.«

Und wenn die feine Uniform anruft, dann ist sie nicht zu Hause.

»Siehst du«, sagt Marion, »Soldaten sind eben keine Menschen, Soldaten sind Soldaten.«

Wie ist doch der Juli so schön.

Und so heißhungrig. Gierig hat er riesige Lücken in die Reihen der Studenten gerissen. Die Amphitheater stehen täglich leerer. Man könnte sich als kleines Grüppchen um den Professor setzen. Statt dessen sitzen wir weit verstreut wie entlegene Dörfer: Nur keinen Kontakt, heißt das. Dabei sehnen wir uns von Dorf zu Dorf. Dort drüben sitzt zum Beispiel so ein blonder Göttlicher mit Turner- und nicht Denker-Schultern, was macht der hier unter lauter geistgeschwächten Körpern? Warum läuft er nicht wie die anderen durch Wald- und Wiesenfreuden oder durch die verstopften Gassen von Tübingen?

Was hier noch lernt, ist die strebende Vorhut, die Wissensfront, die Professoren von morgen. Wer heute nicht – an

einem wunderbar ausgewogenen kühl-heißen, seidig-blauen Sommermittag – in der Weite schweift, der ist zu Großem geboren, zum fünfzig Jahre langen Umblättern von wortgetränkten Seiten in herrlich bestückten Bibliotheken, die in alten Burgen hausen oder in modernen Hochhäusern. Wo immer sie sich befinden, dort herrscht die Stille des konzentrierten Grübelns, das einen gewissen Blick in die bleichen sonnenfeindlichen Gesichter treibt, so einen stählern-zerbrechlichen Blick.

Oder sind das nur die vielen Brillen, die so gucken?

Ich sitze hier wie ein Spion in Feindesland.

Da hilft kein Lernkleid; meine braune Haut, die schreit Verrat.

Eines Nachmittags kommt man ins Haus der Alten zurück: Wie ist doch der Juli so schön! Aber im Haus, da herrscht die kühle Nacht, ein bißchen zu kühl, ein bißchen zu sehr Nacht.

»Mach doch mal die Luken auf, Marion.«

»Mach es doch selbst«, sagt Marion.

Gorda geht zum Fenster: »Ja, was ist denn hier los, ein Gerüst vorm Fenster, nein, am ganzen Haus, wieso habe ich das nicht beim Nachhausekommen gemerkt?«

Die Alte läßt das Haus streichen, und wir sitzen in der Dunkelheit. Jörg und Stefan turnen auf den Brettern rum und kommen übers Fenster zu uns rein, wir wohnen nicht mehr in einem Haus, wir wohnen in einer Höhle. Tagsüber hält man es hier nicht aus: Wir lagern auf dem Gerüst in der Sonne, oder wir gehen auf die Wiese nebenan oder gleich in den Wald. Sogar Hermine treibt es in die Sommerfreuden. Aber immer mit Zahlen in der Hand und Zirkel in der Tasche. »Haltet doch den Mund«, sagt Hermine, »ich rechne grade«. Marion redet von ihrem Peter, und Gorda hat den Kopf auf die Decke gelegt.

Hier liege ich und halte den Kopf in die Sonne, statt den Kopf ins Buch zu halten. Dabei wollte ich doch nichts so sehr im Leben wie studieren, Buch um Buch in mein Gehirn schieben zur ewigen Erinnerung, und jetzt ruhe ich hier,

statt in die Amphitheater zu eilen, wo doch wenigstens das gesprochene Wort herrscht. Aber dort sage ich mir immer: Was redet der Mann so unklar trotz Mikrophon und losen Blättern, in meinen Kollegheften stolpere ich über Taubheitslücken, also geh ich lieber nach Hause und öffne das Buch, wo klar gedruckt steht, wann und wie Eichendorff gelebt und geschrieben hat. Geist geht bei mir über die Augen, meine Ohren dagegen öffnen und schließen sich von ganz alleine, wie schwingende Flossen im Wortstrom.

Aber kaum will ich mein Buch auf der Wiese öffnen, reißt die Sonne es mir weg. Jetzt liegt es schon wieder neben mir auf der Wolldecke, die Marion mitgebracht hat, und meine Hand fühlt das papierne Wissen. Wenn meine Hand lesen könnte, so läse ich hier. Wieder ein versäumter Tag.

Tag für Tag der Kampf in der Sonne ums Buch. Halte ich stand und studiere ich, oder lasse ich es mir aus der Hand reißen? Meistens siegt die Sonne. Heute abend bleibt auch noch genügend Zeit. Aber abends holen Marion und Susette die Kekse und den Wein aus dem Regal, und die Kerzen leuchten sonnig in der Haus-Höhle, und Jörg und Stefan wollen auch Mann und beachtet sein. So beachtet man sie, während man Wein auf den fast leeren Magen gießt, denn auf gar keinen Fall will man dick werden, und das Geld fürs Essen kann man sowieso für Schöneres gebrauchen.

Um zwei Uhr morgens hat Gorda zu brechen begonnen, dann jede halbe Stunde ein Würgeanfall, dann jede Stunde, bis hin zum Schlaf der Verzweiflung.

»Wie kannst du auch so viel auf leeren Magen trinken?« sagt Marion um drei Uhr morgens, »ißt du denn nie was Rechtes?«

Aber eine halbe Stunde später kotzt sie auch, und sogar Jörg und Stefan liegen am nächsten Tag katerkrank im Bett. Alles spart am Essen und am Wein.

»Der schmeckt wie Säure«, sagt Hermine und zieht sich in ihre nüchternen Zahlen zurück. All das Sparen hat auch was Gutes: Sie haben Karten für den Fliegenden Holländer

in Stuttgart gekauft. Susette kennt einen Medizinstudenten, der uns in seinem Auto mitnimmt.

Schon auf dem Weg zur Oper fühlt Gorda den Schmerz links oben überm Auge. Wie eine beißende Ratte im Gehirn. Sie nimmt zwei Spalttabletten.

»Hast du vielleicht schärferes Zeug für Gorda?« fragt Susette den Medizinstudenten. Aber der hat auch nichts bei sich. Die Ratte frißt spielend die zwei Spalttabletten. Also noch mal zwei, weil man nichts anderes hat, die Ratte liebt offensichtlich Spalttabletten, sie wird davon richtig munter. Gorda schließt die Augen. Aber wie schließe ich auch meine Ohren? Wenn doch Marion endlich aufhörte, von Peter zu sprechen. Das Auto dröhnt und quietscht. Susette kichert immer, wenn der Medizinstudent was sagt. Dieses schneidend hohe Kichern. Davon wird die Ratte ganz besonders munter. »Hör mal auf zu kichern«, sagt Gorda endlich, oder ist es die Ratte in ihr, und Susette kreischt auf: »Ich lache, wann ich will.« Also noch mal zwei Spalttabletten. Die Ratte frißt auch die ohne ein Anzeichen von Müdigkeit. »Mehr Tabletten kann sie aber nicht nehmen«, sagt der Medizinstudent. Wenn der doch den Mund hielte! Susette kichert schon wieder. Die Ratte kichert auch. Sie beißt und kichert.

»Haltet doch endlich mal den Mund!« schreit es aus Gorda, und war gar nicht Gorda. Und war doch wer: Denn plötzlich halten alle den Mund.

Jetzt haben sie gemerkt, ich bin nicht mehr ich. Ich bin eine Ratte.

»Du kannst aber doch nicht einfach im Auto bleiben«, sagt Marion.

»Ich gehe in keine Oper«, sagt Gorda.

Das Kreischen, das Singen heißt. Das Rasseln und Tuten und Klingeln und Quietschen halte ich nicht aus.

Und meine Ratte tobt.

Gorda bleibt allein im Wagen. »Bitte, bitte geht in die Oper und laßt mich hier«, hat sie gefleht. Der Medizinstudent will bei ihr bleiben.

»Ich auch«, kichert Susette.

»Nein nein, geht doch«, stöhnt Gorda, und bald wird sie brüllen: »Geht doch!«

Aber da sind sie endlich gegangen. Von nun an lebt Gorda mit einer Ratte im Gehirn. Manchmal schläft sie eine ganze Woche lang, und man denkt, die ist tot. Aber dann abends, nach einem Glas Wein auf Brötchen und Apfel, fühlt man das Scharren oben links überm Auge oder oben rechts überm Auge oder hinten links im Nacken. Die Ratte ist eine Wanderratte. Mal kommt sie von Süden und stapft nach Norden, mal zieht sie kreuz und quer wie ziellos umher. Immer drückt sie schwer auf dieses oder jenes Auge.

»Ich werde blind«, ruft Gorda, und zieht den Vorhang vor, das Kissen über die Augen gezogen, so hat man keine mehr. Dafür werden die Ohren zu Riesentrichtern: Die hören ins Weltall hinaus. Das Fallen eines Bleistifts ist wie das Krachen einer Fichte im Wald.

Marion flüstert: »Bist du schon wieder krank?« Und ihr Flüstern schwillt zum Schrei.

Die Alte schmeißt die Tür zu, als ob sie was zu schützen hätte, und ein Donnern rollt dir durch die Adern. Gorda bohrt sich das Kissen in die Ohren, fort du Welt. Jetzt gibt es nur noch mich und die Ratte. Und schließlich nur noch die Ratte.

Der Medizinstudent Reiner ruft Gorda und nicht mehr Susette an: »Wie geht es der Ratte?« fragt er. Oder: »Hast du wieder die Ratte zu Besuch?« Er bringt starke Mittel und setzt sich ans Bett, wenn Gorda Einsamkeit wünscht. Susette wird zur Ratte, wenn er geht. Wenn er da ist, setzt sie sich als Engel zu ihm hin: »Ach, Reiner, du bist aber lieb, daß du dich um Gorda kümmerst. Der reine Dr. Schweitzer!« Und dann kichert sie. Dieses schneidend hohe Kichern. Und wenn er geht, sagt sie: »Also Gorda, das ist eben der Unterschied zwischen uns, ich rede nicht von meinen Leiden, ich ertrage meine Kopfschmerzen schweigend. Du mußt immer alles an die große Glocke hängen.« Aber nur eine Ratte hängt an der großen Glocke. Mich gibt es hier nicht.

Bis morgen. Da hätte Gorda gerne Susettes schwarz-grünes Spaßkleid für einen Abend mit Reiner ausgeliehen. Aber jetzt verleiht Susette keine Kleider mehr. »Man muß eben auch an sich denken«, sagt Susette. »Und beim letzten Mal hast du mir einen Fleck reingemacht.«

»Aber ich habe es doch extra zur Reinigung gebracht«, sagt Gorda.

»Ja, eben«, sagt Susette, »da fehlte es mir tagelang.«

Also trägt Gorda ein Lernkleid, als sie mit Reiner ausgeht. Der schaut gar nicht hin und redet nur von seinem Anatomiekurs. Eichendorff langweilt ihn.

»Wie kannst du nur so ein dummes Zeug studieren?« sagt er. »Gedichte habe ich immer gehaßt, da habe ich mir Gott sei Dank was Handfesteres ausgesucht.«

Gorda will nicht hören, wie er Leichen aufschneidet, du, dann krieg ich keinen Bissen runter.

»Man muß ganz sachlich bleiben«, sagt Reiner, »Gefühlsduselei ist bei Medizin nicht drin.«

Gorda fühlt sich duselig: Der und ich haben nichts gemeinsam. Nur ihre Ratte im Kopf und seine Tabletten.

»Dir fehlen Vitamine«, sagt er, als sie von ihrer ewigen Müdigkeit spricht, »sag mal, was ißt du überhaupt?« Wenn er ihr Tabletten verschreibt, wird er fürsorglich im Blick. Das macht ihn munter, wenn sie krank ist.

Bei dem könnte ich stundenlang von meinen Schmerzen im Bauch oder im Hals oder in der Schulter sprechen. Wenn die andern sagen: »Ach, hör schon auf mit deinem Gejammer!« dann sagt Reiner: »Zeig mir mal deine Zunge.« Er übt Überlegenheit, Gedichte verkrümmeln sich neben seinem Stethoskop. Die fühlenden Hände, die lauschenden Ohren. »Tut es hier auch weh?« fragt er mütterlich. Aber wenn ich im Nachmittagskleid der Gesundheit auftrete und von Französisch spreche, erklärt er mit Vaterstimme: »Eine Sprache reicht vollkommen.«

Bei dem müßte ich immer in Leiden gehüllt sein. Um Reiner zu beruhigen, bin ich viel krank. Liege im Bett mit dem Eichendorff-Buch und mit dem Französisch-Buch. Die

Amphitheater habe ich schon wochenlang nicht besucht. *Vielleicht hast du was verpaßt*, sagt eine Stimme über dem Auge oben links, wo die Ratte wohnt. *Der Professor liest Bedeutendes, und du liest hier Unbedeutendes*. Aber in diesem Buch steht doch genau, wann und wie Eichendorff ... *Vielleicht hättest du doch in die Vorlesungen gehen sollen*, sagt die Stimme oben links. Nun konzentrier dich mal auf diese Seite hier. *Wenn du so weitermachst, schaffst du dein Studium nie*, sagt die Stimme oben links, wo ein paar Füße zu scharren beginnen – oder sind das nur meine Nerven? Aber nichts kann besser sein als eine Eichendorff-Biographie wie diese hier, entgegne ich. *Dafür studiert man doch nicht, daß man im Bett liegt und liest*, sagt die Stimme oben links, und ein sonderbares Gewicht breitet sich über dem Auge aus. Mein Gott, die Ratte, denke ich. *Lesen kannst du auch in Oldenburg*, sagt die Stimme oben links, *dafür hättest du nicht nach Tübingen kommen müssen*. Die-Ratte-scharrt-die-Ratte-nagt.

»Reiner«, sagt Gorda am Telefon, »komm sofort hierher, ich habe keine Tabletten mehr.« *Aus dir wird nichts*, sagt die Stimme oben links. *Gar nichts*. »Marion, mach doch mal die Vorhänge zu, wo sind denn meine Ohropax geblieben?« *Bis in alle Ewigkeit nichts*. *Nichts, gar nichts*, sagt die Stimme.

Kissen über die Augen, Ohren zu, fort du böse Welt.

*Nichts, nichts*, sagt die Stimme.

Also zurück in die Amphitheater. Dort herrscht eindeutig Sommerpause. Sind die Studenten schon abgefahren oder sitzen sie in den zahlreichen Cafés oder am Ufer des Flusses oder in den umliegenden Wiesen? Die haben keine Ratte im Kopf.

Wo immer die sind: ruhig lachen und lesen und essen sie in den Straßen, in den Zimmern, in den Auen. Der Professor murmelt ins Mikrofon, dies ist die vorletzte Lesung, ich gehe lieber weiter nach vorne, hier verstehe ich ja nichts. Ich schreibe mit, wo ich kann. *Jetzt hast du vier Vorlesungen verpaßt*, sagt die Stimme oben links. Ich schreibe, so viel ich kann. Neben mir liegt das Eichendorff-Buch: Was ich nicht

verstehe, das lese ich nach. War das nun achtzehnhundert-sechzehn oder -sechzig? *Was soll dies doch*, sagt die Stimme oben links. *Es ist sowieso zu spät*. Wie ist man da glücklich, als man endlich packt. Nur weg von dieser Stimme, von dieser Ratte, von dieser Stadt.

»Ich nehme dich mit bis nach Koblenz«, sagt Reiner.

Gorda will nach Bonn zu ihrer Schulfreundin Cornelia, die hat sie zu sich eingeladen.

Reiner fährt am Donnerstag vor, der Besitz von viereinhalb Minuten steckt schon längst im braunen Lederkoffer. Ich klopfte bei der Alten an, die macht die Tür auf und vergißt, sie zu schließen, als ob sie nichts zu schützen hätte.

»Zahlen wollen Sie«, krächzt sie aus Gewohnheit verärgert, und ich gehe zum ersten Mal hinter ihr her. Hier hat sie also gelebt und täglich auf unsere Abfahrt gewartet: Ein Küchenherd und dahinter eine Bahre, nein, eine Pritsche, von Abfall umdrängt. Sie schläft mitten in ihrem Unrat, während sie bei uns Staub gewischt hat, da war für ihre Küche kein Wille mehr da. Hau ab, sagen ihre bösen Blicke: Was geht dich mein Dreck an? Bald steht irgendwo im Norddeutschen Stadtanzeiger: Saubere Zimmer zu vermieten zu billigen Preisen in einem hübschen Ort vor Tübingen, günstige Busverbindung. Und eine Liesel oder eine Heike wird an Frau Bankert in dem hübschen Ort vor Tübingen schreiben, daß sie gerne das angezeigte Zimmer mieten möchte. Und dann zieht man bei Kälte und Regen in ein ungeheiztes Wohnloch und weint sich die Augen nach Hause aus. Aber das heißt Erwachsenwerden: Bei Kerzen und Wein und schlecht beschriebenen Kollegheften durchhalten und nicht am Sinn des Studierens zweifeln. Wirklich, Mutti, es geht mir gut hier, ich hätte nur den blauen Pullover mitbringen sollen und die Stiefel – ja und eine Decke vielleicht. Na, beim nächsten Mal weiß ich schon alles viel besser. Marion und ich haben uns gemeinsam ein Zimmer für das Wintersemester gemietet, das liegt mitten in Tübingen und erspart uns die lästige Busfahrt. Also im Winter, da wird's ernst mit dem Studium. Im Sommer kann man sich ja nicht konzentrieren.



Am Rhein bricht Reiners Wagen zusammen. Gott sei Dank, es ist nur der Reifen. Aber die Werkstatt hat bis zwei Uhr nachmittags geschlossen. Ich rufe Cornelia an: »Du, ich bin erst um sieben Uhr abends in Bonn.«

»Macht nichts«, sagt Cornelia, »ich habe eine Überraschung für dich bereit, du wirst dich wundern.«

Gorda zieht einen Spiegel raus: »Für Überraschungen bin ich zu schmutzig.«

»Ach, red doch keinen Unsinn«, sagt Cornelia, »wir machen uns einen schönen Abend.« Gorda reißt den Koffer mit Lernkleidern auf und sucht nach einer frischen Bluse; die zieht sie auf der Bahnhofstoilette an. Lippenstift und Augenbrauen müssen stimmen, wenn auch sonst nichts stimmt. Reiner will einen Abschiedskuß, »ich habe dich doch nicht umsonst bis hierher mitgenommen.« Der Kuß verschmiert die Bluse und löscht den leuchtenden Mund wieder aus. Hätte ich mich man später im Zug umgezogen.

»Laß das Reiner, wir waren immer nur gute Freunde.« Links oben beginnt ein Druck. »Reiner, hast du noch ein paar Tabletten für mich?«

»Dafür bin ich dir immer gut genug gewesen«, sagt Reiner und fährt mit der Hand die Bluse hoch.

Lieber eine Ratte im Kopf als eine Ratte an der Brust, denkt Gorda. Aber sagen tut sie nichts: Dazu ist sie zu sehr erzogen. Sie winkt sogar noch ein paarmal zum Fenster raus und reißt dann wieder den braunen Koffer auf. Die weiße Bluse ist nicht mehr zu gebrauchen. Aber hier die blaukarierte, die wehrt zur Not eine Überraschung ab.

Am Bahnhof winkt Cornelia mit lustigen Halbmondaugen. Gorda schaut sich die Freundin genau an, und die Menschen links und rechts von ihr. Hier gibt es nirgends eine Überraschung, zum Glück, denkt Gorda, heute kann ich darauf verzichten.

»Komm, wir müssen in die Wartehalle«, sagt Cornelia. Dort wartet also doch die unerwünschte Überraschung. Die Überraschung, das sind zwei große feste Männer, der eine

dunkel mit buschigen Katerbrauen, einem schmalen Mund – oder zieht er nur die Lippen so eigenartig ein? – und der andere blond mit aufgestoßenen Wulstlippen und einer frisch empor geschwungenen Nasenspitze. Bei der Begrüßung zwei breit gezogene Lachmünder.

Gorda lacht auch, was gibt es sonst zu tun?

»Hier stelle ich dir Remo vor und seinen Freund Peter, der ist gerade zu Besuch, so können wir zu viert ausgehen.«

Gorda lacht, als möchte sie zu viert ausgehen.

Von Remo hat sie schon gehört, der ist Schweizer und wohnt bei denselben Leuten wie Cornelia zur Untermiete. Sein Freund muß auch Schweizer sein, er spricht in herzhaftem Dialekt, Remo dagegen ein erkennbar richtig betontes Hochdeutsch mit einem warm rollenden R darin, wie es bei uns auf der Bühne vorkommt. Der Blonde hat schnell Gordas Koffer im Volkswagen verstaut, als Cornelia ein italienisches Restaurant vorschlägt. Ganz in der Nähe. Im Restaurant geht Gorda sofort auf die Toilette: Mit so einer Überraschung hatte sie nicht gerechnet. Hätte ich man ein Spaßkleid von Susette dabei.

Im Spiegel schaut die Wahrheit mit schmalen Wangen und kleinem Mund und lappig hängenden Haaren. Da hilft nur ein Glas Wein.

»Mein Gott, Gorda, hast du vielleicht einen Durst, wir haben erst einen Schluck getrunken, und du hast dein ganzes Glas schon aus.«

Da wird sie rot – aber nach innen bitte, nach außen wird hier nichts gezeigt, und sie nimmt sich vor, langsamer zu trinken und langsamer zu essen. Hat nicht Marion zu ihr gesagt: »Du ißt immer so gierig?« Aber es ist gar nicht gierig, es ist ungeduldig, so ungeduldig, wie sie im Amphitheater mitschreibt, so ungeduldig, wie sie sich die Haare wäscht, wie sie das Zimmer saubermacht oder den Koffer packt. Alles, was nicht Lesen ist, das macht sie ungeduldig. Ein schlechtes Zeichen, denkt Gorda, denn wer kann immer lesen und in der Sonne liegen und mit den Freundinnen reden?